



Dr. Michael REINHARD HESS
Freie Universität Berlin

NESIMI – ÜBER DIE GRENZEN HINWEG...

*Dr. Michael Hess von der Freien Universität Berlin arbeitet seit Jahren am Nesimi-Werk.
2012 wurden die von ihm übersetzten Gedichte Nesimis im Verlag Sharq-Qarb in Baku
in zwei Bänden veröffentlicht*

*Einzelbild aus dem Film Nesimi (1973).
Filmstudio Aserbajdschanfilm. Regisseur H. Sejidbejli.
In der Rolle Nesimi R. Balajew*

Zur Rezension der beiden Nesimi-Bände in WZKM Bd. 104 (2014), S. 409-412 durch Prof. Mark Kirchner, sind einige Richtigstellungen und Anmerkungen leider absolut unvermeidlich.

Schon die einleitende Qualifikation meiner Wenigkeit als „Herausgeber und Übersetzer“ (S. 409 vgl. auch S. 411) der beiden Bände ist falsch. Die Bände wurden von mir nicht herausgegeben, sondern der gedruckte Text beruht auf einer in Aserbajdschan schon mehrmals erschienenen Ausgabe aus früherer Zeit. Nirgendwo in einem der besprochenen Bände wird behauptet oder auch nur angedeutet, ich sei Herausgeber der Texte. Dass Kirchner im Anschluss an diesen Irrtum meinen um dieses Buchprojekt wesentlich verdienten Mitautoren, Inspiratoren und poetischen Bearbeiter Reinhart Moritzen mit der entlarvend abschätzigen und seriösen akademischen Wortgebrauchs unwürdigen Bezeichnung „Helfer“ abqualifiziert, geht unter die Gürtellinie und sagt im Übrigen schon vieles über die Rezension und den Rezensenten aus.

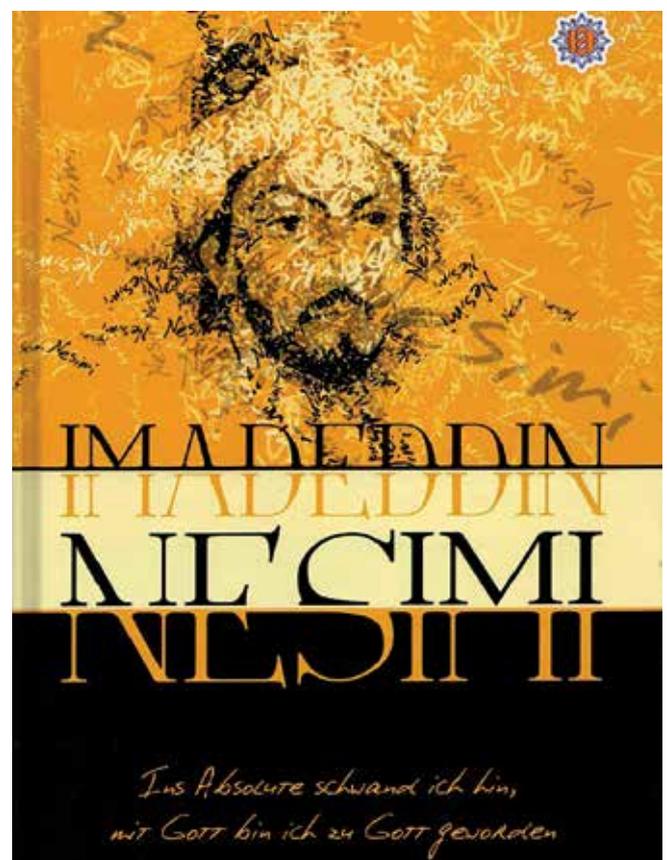
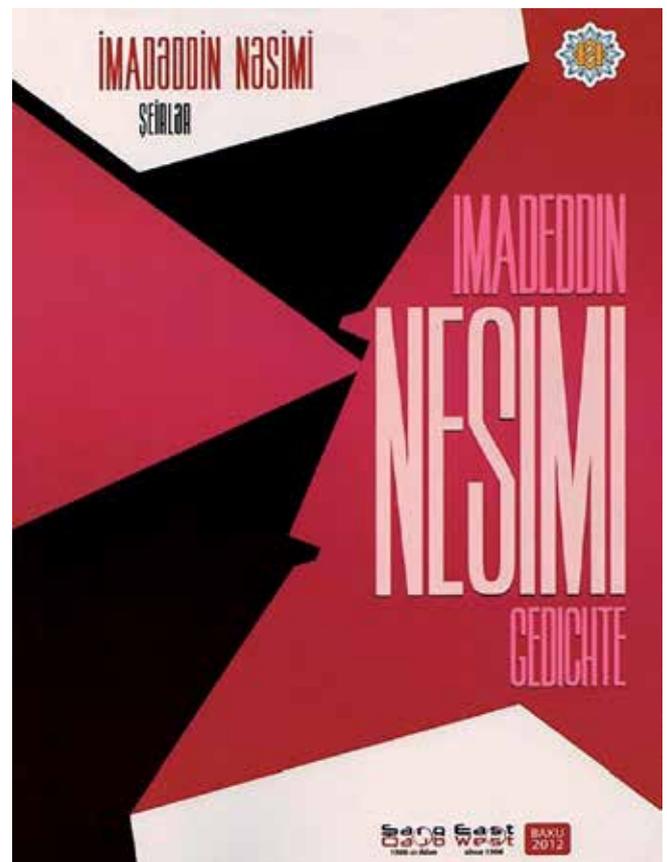
Obwohl Kirchner als turkologischer Linguist seit Jahrzehnten ausgewiesen ist, verwendet er in seiner Reaktion auf die beiden Bände terminologische Sprachbezeichnungen immer wieder unreflektiert bis unzutreffend. So ist für ihn die Sprache der übersetzten „altwestoghusischen“ (so der in den besprochenen Büchern durchgehend verwendete, in Literaturverweisen begründete und meiner Ansicht nach historisch korrektere Terminus) Gedichte Nesimis „osmanisch“ (S. 410). Bekanntermaßen lebte und wirkte Nesimi nun aber im Wesentlichen in einem historischen Raum, der sich über Teile des heutigen Aserbajdschan, Iran, Syrien und Ostanatoliens erstreckte, das damals immerhin schon existierende Osmanische Reich aber bestenfalls am Rande berührte. Dass Nesimi tatsächlich das zu seiner Zeit schon bestehende Osmanische Reich kurzzeitig besucht haben könnte, lassen verschiedene Quellenbelege einschließlich Stellen in Nesimis Gedichten möglich erscheinen. Doch waren solche größtenteils hypothetischen Kontakte nach Ausweis der Quellen ephemere und hinterließen kaum nennenswerte Spuren in Nesimis Werk, wenn überhaupt welche. Nesimis Sprache als „osmanisch“ zu bezeichnen, legt dagegen mindestens eine enge Verbindung und sprachliche Abhängigkeit Nesimis von einem Sprachgebrauch im Osmanischen Reich nahe, für die es nicht nur keine Belege gibt, sondern die aufgrund der Lebenszeit und -umstände des Dichters auch dann ausgeschlossen wären, wenn man die Sprache Nesimis nicht auch aus anderen, vor allen



Dingen sprachlichen, Gründen eindeutig von osmanischem Standard (welchen auch immer man wählen mag) unterscheiden könnte. Warum tut Kirchner dann so, als ob „Osmanisch“ und die Sprache Nesimi dasselbe oder übergangslos nebeneinanderstellbar seien? Aserbajdschan, nach Ausweis der erdrückenden Mehrheit aller Quellen und Eigentexte das Heimatland Nesimis, geriet erst im 16. und 17. Jahrhundert, also über ein Jahrhundert nach Nesimis Tod, unter direkten osmanischen politischen Einfluss, und das auch immer nur für wenige Jahre. Sprache, Kultur und Religion Nesimis sind wesentlich stärker von der einheimischen aserbajdschanischen Literaturtradition (zu denken wäre etwa an Həsənoğlu und Qazi Bürhanəddin) sowie von aus dem Iran, also sogar noch weiter aus dem Osten, stammenden Einflüssen geprägt als von irgendwelchen osmanischen Einwirkungen, die bestenfalls marginal sind. Was steckt hinter diesen terminologischen Fehlgriffen? Man kann darüber nur spekulieren. Offenkundig ist jedoch, dass es sich um eine Art gelehrten Orientalismus (im Sinne von Edward Saids Sprachgebrauch verstanden) handelt. Dieser ist im konkreten Fall aus der besonderen Wissenschaftstradition der Turkologie (und Orientalistik) in Deutschland und Europa heraus erklärbar. Diese gewohnheitsmäßige Sichtweise versteht alles „Osmanische“ (oder bei Bedarf auch „Türkische“, dieses Adjektiv wendet Kirchner auf S. 409 unreflektiert auf Nesimis Sprache an; andere Male, wie auf S. 411, dagegen auf das heutige Türk(e)türkische, offensichtlich besteht für Kirchner hier kein Differenzierungsbedarf zwischen Türk(e)türkisch, Osmanisch und Altwestoghusisch beziehungsweise Aserbajdschanisch) als den Maßstab, das Zentrum der Aufmerksamkeit und daher auch die Richtschnur terminologischer Festlegungen. Hier ist also die Fortsetzung uralter eurozentristischer Klischees

auf der Ebene der Sprachbetrachtung erkennbar – womit Kirchner auf den Wissenschaftsstand ungefähr vor dem Zeitalter der Dekolonisierung zurückfällt und so tut, als ob die bereits seit Jahrzehnten stattfindenden und immer noch andauernden Debatten um Kulturpluralität, das Verhältnis von Islam und Moderne, „Orientalism“ (im Sinne Saids) etc. niemals stattgefunden hätten. Nur durch Anwendung derartiger orientalistischer Stereotype und gleichzeitig nicht einmal ansatzweiser Berücksichtigung der tatsächlichen historischen Gegebenheiten kann Kirchner dann zu der Formulierung gelangen, dass Nesimi „ein Klassiker aus dem Umfeld der osmanischen Literatur“ sei (S. 411). Das ist ungefähr so, als ob man den polnischen Nationaldichter Miczkiewicz aufgrund seiner Aufenthalte in Russland und der unbezweifelbaren sprachgenetischen Verwandtschaft des Polnischen mit dem Russischen zu einem „Klassiker der russischen Literatur“ erklären würde.

Überraschend unberührt von der Forschung zur orientalischen Dichtung, die in den letzten Jahrzehnten geleistet wurde, wirkt auch Kirchners in Bezug auf die inhaltliche Wiedergabe der Gedichte gestellte Frage: „Wie sind größere Sinnzusammenhänge wiedergegeben?“ (S. 410). Nicht erst seit den bahnbrechenden Forschungen von Autoren wie Angelika Neuwirth oder Julie Scott Meisami wissen wir, dass die Vorstellung von solchen „großen Zusammenhängen“ eben nur bedingt taugt, um die Konstruktionsprinzipien der orientalischen Ghasele adäquat zu durchleuchten, und zwar weder auf der formalen noch auf der inhaltlichen Ebene. Auch in diesem pathetischen, jedoch augenscheinlich unreflektierten Ruf nach „großen Zusammenhängen“ klingen längst überholte Stereotype der europäischen Orientalistik nach. Bekanntermaßen war man es in dieser Wissenschaftsdisziplin lange Zeit gewohnt, nicht-europäische Literatur am Maßstab in Europa populärer Konstruktions- und Inhaltsprinzipien zu messen. Warum aber sollte sich eine Übersetzung und Kommentierung, die sich dezidiert darum bemüht, unter Umgehung gerade solcher ausgeleiteten Denkroutinen möglichst nahe an die Gedankenwelt des Originals heranzukommen (was zugegeben bei einem poetischen Titanen wie Nesimi immer nur ein mehr oder weniger elegant gescheiterter Versuch bleiben muss), diesem ausgerechnet ein ihm fremdes, von ihm nicht intendiertes Konstruktionsprinzip oktroyieren, das noch dazu mit dem Stigma der Said'schen Orientalisierung belastet ist? Das Ergebnis könnte weder eine Übersetzung noch eine Übertragung und auch keine Würdigung sein, sondern bestenfalls ein



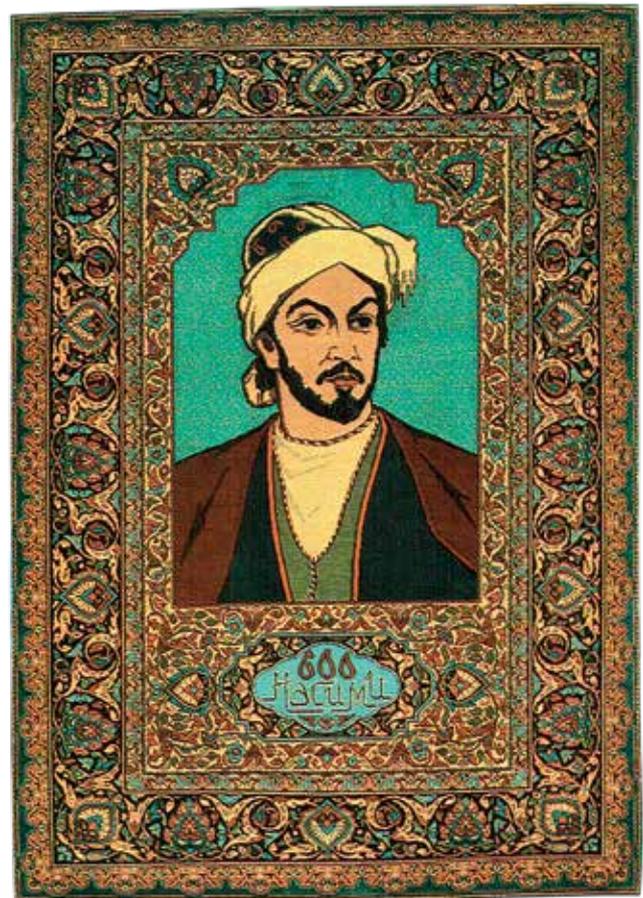


Erinnerungsabend zum 600. Todestag Nesimis. Das Hauptquartier der UNESCO in Paris, 2017

radikal simplifizierender Zusammenfassungseintrag in einem Literaturlexikon.

De gustibus (non) disputandum. Daher mag darüber streiten, ob der persönliche literarische Geschmack von Herrn Kirchner, der offensichtlich den zentrale Kritikpunkt in seiner Rezension ist (zumindest wenn man von der Menge der diesbezüglichen Anmerkungen, vor allem auf Seite 410 unten und 411 oben, ausgeht; insgesamt nehmen sie fast eine Seite und damit ungefähr ein Drittel des gesamten Rezensionstextes ein), wirklich für andere Leser nachvollziehbar oder relevant ist. Doch es geht einmal mehr bis an die Grenze des Unsachlichen und Unseriösen, wenn Kirchner als Ursache der vermeintlichen stilistischen „Schwächen“ den kurzen Zeitraum und die aus diesem sich in Kirchners Worten ergebende angebliche „Hast“ (S. 411) anführt, mit der die Bände entstanden seien. Es stimmt tatsächlich, dass die Druckfassung der beiden Bücher in sehr kurzer Zeit und unter Aufbietung hohen Engagements und zahlreicher, zeitlicher und persönlicher Opfer, seitens der Autoren (was in der Praxis über vier Monate intensive Arbeit mit nicht selten 10 Stunden am Tag bedeutete) wie auch des Verlages und seiner Mitarbeiter fertiggestellt wurde. Diese intensive Leistung führte jedoch in keiner Sekunde zu „Hast“, wie der Rezensent böswillig fantasiert. Jedermann kann sich im Übrigen selbst ausrechnen, dass bei ungefähr 100 Tagen, in denen das Endmanuskript fertiggestellt wurde (dass die Arbeit an dem Buch tatsächlich bereits früher als an dem von Kirchner zitierten 26. Februar 2011, nämlich Ende 2010, begonnen hatten und dass die Grundlage der inhaltlichen Wiedergabe eine weit über ein Jahrzehnt dauernde intensive Auseinandersetzung mit dem Werk und Leben Nesimis, einschließlich vorausgehender Übersetzungen, vorausging, verschweigt Kirchner an dieser Stelle, augen-

scheinlich um die Plausibilität seines „Hast“-Anwurfes zu erhöhen), pro Gedicht, das in der Regel 10-12 Doppelverse umfasste, mehr als ein Tag Zeit blieb. Für einen noch niemals selbst als Dichter hervorgetretenen Literaturkritiker und Rezensenten wie Herrn Kirchner mag das tatsächlich eine unglaubliche Leistung darstellen, die aus seiner Perspektive zwangsläufig nur mit „Hast“ zu bewerkstelligen sein mag. Tatsächlich ist es aber Teil eines erlernbaren, durch Übung vertiefbaren, kontrollierten und geplanten Handwerks. Wie unsachlich Kirchner in seiner Besprechung vorgeht, offenbart in diesem Zusammenhang noch ein weiteres Detail. Dies ist Kirchners Kritik an der angeblich „ausufernde(n) Verwendung der Interjektion „o““, für ihn ein Zeichen „stilistischer Unsicherheit“ (S. 411). Nun mag man darüber streiten, ob archaisierende Ausdrucksformen wie diese Vokativpartikel stilistisch schön seien oder nicht – andererseits fühlt sich Kirchner an anderer Stelle (S. 410) ja selbst bemüßigt, anhand von aus dem modernen Sprachgebrauch



Teppich Nesimi - 600. 1973. Maler L. Kerimow



*Foto vom Erinnerungsabend zum 600. Todestag Nesimis.
Das Hauptquartier der UNESCO in Paris, 2017*

in die Übersetzung einbezogenen Begriffen wie „Fundamentalist“ und „Islamjurist“ in Frage zu stellen, ob dies „für die Übersetzung mittelalterlicher islamischer Poesie stilistisch angemessen“ sei. Also was nun, hü oder hott? Wann ist man für Prof. Kirchner ein stilistisch guter Übersetzer: Wenn man antikisierend, romantisierend (oder wie man die „o“s sonst einordnen möchte) übersetzt, oder wenn man versucht, bei einer Übersetzung in eine im 21. Jahrhundert gesprochene Sprache auch Vokabular des 21. Jahrhunderts zu verwenden? Bevor derart im Oberlehrerton vorgetragene Kritik, auch am Stil, irgendetwas wert sein soll, müsste sie zuallererst einmal frei von Selbstwiderspruch sein. Dass es Kirchner in diesem Kontext gar nicht um eine literarische Würdigung oder Auseinandersetzung mit den dokumentierbaren Eigenschaften der von ihm verrissenen Bücher geht, verrät er indes unfreiwillig dadurch, dass er die, vollkommen bewusst und ohne jegliche Hast festgelegte, eigentliche Funktion jener „o“s verschweigt (oder vielleicht gar nicht bemerkt hat). Diese besteht, wie jeder aufmerksame und unvoreingenommene Rezensent sofort feststellen wird, darin, die Einheit des Versmaßes im Deutschen zu

gewährleisten. Denn dass die Mehrzahl der in den besprochenen Büchern wiedergegebenen Gedichtübersetzungen eben nicht nur die authentische Reimstruktur der Originale wiedergeben, sondern sich auch einer durchkomponierten Versstruktur (die aufgrund des Unterschiedes zwischen dem quantifizierenden orientalischen und dem akzentuierenden deutschenmetrischen System selbstverständlich a priori nicht dieselbe sein kann wie in den Originalen) bedienen, kommt in dem offensichtlich mit etwas zu heißer Feder geschriebenen Rezensionstext von Kirchner nicht mit einer Silbe

*Fragment aus der Schlussfeier des Nesimi - Festivals.
Bakuer Medienzentrum, 2018*





Nesimis Grab. Nesimis Begräbnis. Aleppo, Syrien

vor. Folglich entgeht ihm auch die eigentliche Motivation vieler dieser inkriminierten „o“s, die nämlich in der Wahrung der rhythmischen und metrischen Geschlossenheit liegt. Aus der fehlenden Einsicht in diesen Zusammenhang flieht der Rezensent dann in von subjektiven Präferenzen geleitete, apodiktische stilistische Werturteile, die jedoch, wie eben gezeigt, nicht frei von Selbstwiderspruch sind.

Kirchners durchweg polemische und stellenweise herablassende Rezensionstechnik wird auch daran erkennbar, dass er vermeintliche Kritikpunkte nicht begründet. So bemängelt er die Erklärung des originalsprachlichen Ausdrucks *ġān-āvār* „Tier“, für die im besprochenen Kommentarband auf die Verwendung dieses Wortes im Türkentürkischen in Bedeutungen wie „Kinderschänder“ hingewiesen sind, als „vermutlich nicht nötig“ (S. 411). Also vermutlich dann doch nötig? Dass die Erklärung an gegebener Stelle der besprochenen Bände mit dem Bemühen zusammenhängt, die anhand der Etymologie und Morphologie des Wortes (das wörtlicher gefasst „Seelen-Träger“ bedeutet) nicht ohne weiteres transparent werdende, aber im Original unter Umständen mitschwingende pejorative Bedeutungsnuance dem deutschen Leser zumindest als Deutungsmöglichkeit zugänglich zu machen, übergeht Kirchner. Dabei ist auch hier wieder Kirchners orientalistische Rezensentenperspektive klar erkennbar. Für ihn ist die Auseinandersetzung mit orientalischer Poesie einschließlich ihrer Übersetzung offenbar etwas, das mit den schnöden oder unangenehmen Erscheinungsformen des menschlichen Daseins in bestimmten Bereichen inkompatibel sei. Auch dieses uralte Vorurteil gehört zum Standardkatalog der westlichen, aber auch türkisch-republikanischen Beschäftigung mit dem klassischen dichterischen Erbe des Orients. Dahinter steckt oft die ideologische These, dass orientalistische Literatur

im Prinzip soft- und kraftlos, tendenziell höfisch und gekünstelt und jedenfalls unfähig sei, auch die negativen oder ‚realen‘ Aspekte des Lebens adäquat wiederzugeben. Ohne überhaupt auf Beispiele aus späteren Jahrhunderten oder anderen geographischen und kulturellen Kontexten zurückgreifen zu müssen, reicht der Diwan Qazi Bürhanəddins, Nesimis unmittelbarem literarischen Vorgänger, als Beispiel aus, um zu zeigen dass auch die scheinbar banalen Aspekte der *conditio humana* wie Sex durchaus Thema der quantifizierenden Dichtung sein konnte, derer sich auch Nesimi dann bediente. Und genau diesen Zusammenhang sollte der Hinweis auf die Bedeutungsvarianten von *ġān-āvār* sichtbar machen. Eine weitere Stelle, die die Oberflächlichkeit von Kirchners Kritik zutage treten lässt, befindet sich auf Seite 411. Dort lesen wir, die in dem Nesimi-Kommentarband enthaltene Formulierung, dass der Prophet Ibrahim „ein muslimisches Avatar von Abraham“ (S. 411) sei, löse beim Rezensenten „Befremden“ aus. Warum aber soll der metaphorische Gebrauch des Sanskritterminus Avatar(a) denn befremdlich und nicht einfach legitim sein? Diese „Herabkunft“ bezeichnet zwar in der Regel Wiedererscheinungen von Göttern und nicht von „Propheten“ und stammt aus dem indischen und nicht judäo-christlichen Kulturkreis. Das mit dem Avatar an der betreffenden, bei Kirchner „Befremden“ auslösenden Stelle Gemeinte ist jedoch durchaus vergleichbar. Was an dieser Stelle des Kommentars intendiert wurde, war nämlich augenscheinlich, die unzweifelhafte Herkunft der betreffenden islamischen Figur aus der jüdisch-christlichen Tradition (wo sie als „Abraham“ bekannt war, lange bevor der Prophet Muhammad seine neue Religion verkündete) zugleich mit dem eigenständigen und in seiner Art einzigartigen kulturellen Wert, den ihr die islamische Kultur verlieh, durch einen terminologischen Neuvorschlag zum Ausdruck zu bringen. Der islamische Ibrahim ist eben nicht der jüdische Abraham, aber er ist auch keine vom Himmel gefallene Neuerfindung (wie fundamentalistische Diskurse behaupten). Warum sollte man nun dafür im Interesse der terminologischen und sachlichen Präzisierung nicht die Metapher des Avatars verwenden? Die Alternative wäre doch, bei konventionellen Terminologiefestlegungen zu bleiben. Zu welchen Problemen das führen kann, wird doch deutlich, wenn man das analog zu „Abraham“/„Ibrahim“ funktionierende Beispiel der Jesus-Figur betrachtet. Es kann zu erheblichen Verwirrun-

Nesimis Denkmal. Die Bildhauer T. Mammadow, I. Zejnalow. Baku

gen und Verzerrungen führen, wenn man unreflektiert der Meinung folgt, das von Muslimen unter „Isa“ (bzw. Jesus) Verstandene sei dasselbe, was beispielsweise christliche Gemeinschaften mit „Jesus“ assoziieren. Ist hier durch Import eines innovativen Terminus Klarheit schaffen zu wollen tatsächlich befremdlich oder nicht vielmehr ein Schritt hin zu einer sinnvollen terminologischen Präzisierung? Wo bleibt die Auseinandersetzung des Rezensenten mit all diesen komplexen, in der Wahl der Terminologie und ihrer Verwendung innerhalb der besprochenen Bände steckenden, Hintergründe? Stattdessen ersetzen auch hier wieder weitgehend unmotivierte und nicht nachvollziehbare subjektive Werturteile

die argumentierende, faktenbezogene und kontextualisierende Interpretation.

Am Schluss möchte ich Professor Kirchner noch einmal selbst zu Worte kommen lassen: „Schade, denn die Übersetzung dieses Klassikers der osmanischen Literatur hätte mehr Muse verdient...“, versucht der Gießener Professor auf S. 411 einen letzten, vernichtenden Schlag. Schade, dass man für die Würdigung eines wichtigen Beitrags zur Bekanntmachung eines der größten orientalischen Dichters offensichtlich auf einen Rezensenten zurückgreifen musste, dem nicht nur der Unterschied zwischen Muse und Muße, sondern auch vieles andere verborgen geblieben ist. ❀